

Mann versucht

Ralf Frenzel





SPICA

© SPICA Verlag GmbH
1. Auflage, Februar 2016

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Für den Inhalt des Werkes zeichnet der Autor selbst verantwortlich.

Autor: Ralf Frenzel
Gesamtherstellung: SPICA Verlag GmbH
Umschlagabbildung: © Fotolia - freshidea

Printed in Europe
ISBN 978-3-946732-13-6

Mann Versucht

Ralf Frenzel

www.spica-verlag.de

Erster Teil

Von klein auf war Christian anders als andere Kinder. Und er redete nicht viel. Vielleicht hatte seine Mutter deshalb begonnen ihm Geschichten zu erzählen. Sie handelten fast immer von der Zeit seiner frühen Kindheit oder aus Mutters Jugend. Wahrscheinlich interessierte ihn das alles nicht sonderlich, zumindest drückte das sein Gesicht aus. Manchmal schien es jedoch, als wollte er etwas sagen. Die Mutter hatte gerade von ihrem ersten Freund erzählt und davon, dass sie ihn ihren Eltern verheimlicht hatte, bis zum Schluss. Christian blickte dann auf, so als wäre er auf einen interessanten Punkt gestoßen. War er auch. Weil er dann aber doch still blieb, plauderte seine Mutter einfach weiter. Mit fünfzehn, glaubte Christian, gäbe es Wichtiges zu tun, als ständig in einer verstaubten Vergangenheit herum zu stöbern. So blieb er weiterhin stumm. Als seine Mutter erneut von ihrer eigenen Jugend in einem kleinen Dorf sprach, sagte er plötzlich das erste Mal etwas: „Als du jung warst, da gab es doch diese Nachkriegszeit ...“

Was Christian aus der Schule wusste, passte nur wenig zu dem, was sie gerade erzählte. „Wir hatten Glück gehabt, weil wir in einem Dorf auf einem kleinen Bauernhof wohnten und kaum Hunger kannten. Aber die Städte tauchten ständig auf und wir mussten alles verstecken. Die hätten alles gegeben für Eier, Kartoffeln, Rüben, Kohl, oder sie versuchten, etwas zu klauen. Das wurde bei uns zu Hause zum Gesprächsstoff Nummer Eins. Als Jugendliche mussten wir ja in der Landwirtschaft überall

mithelfen. Deshalb kannten wir uns aus. Und später, als sich die Verhältnisse ein bisschen ordneten, gab es schon wieder Ärger. Alle Bauern sollten ihr Eigentum abgeben, ihre Felder, die Maschinen und sogar ihre letzten Kühe und Schweine um in die neu gegründete LPG einzutreten. Meine Güte, das hat vielleicht einen Aufruhr im Dorf gegeben!“

„Weiß ich doch. In Staatsbürgerkunde mussten wir so'n Artikel lesen, wie vorteilhaft eine LPG für die Bauern ist und dass es nicht alle einsehen wollten. Sogar geregelte Arbeitszeit hat man den neuen LPG-Mitgliedern versprochen. Musstet ihr im Dorf immer nur arbeiten, oder hattet ihr auch richtige Freizeit?“

„Wie meinst du das denn?“

„Na so rumhängen und Musik hören, Filme gucken, sich mit Kumpels treffen.“

„Klar, alle Familien hatten ja einen Fernseher, Koffer-radios oder ein Tonbandgerät. Nee, das lief ein bisschen anders ab als heute. Denk mal an die Zeit, Junge! Da gab es keine Disco, wir feierten Dorffeste. Man zog sich, so gut es ging, hübsch an und alle waren dabei, egal wie alt. Musik gab's vom Akkordeon oder Plattenspieler. Ich kenn heute noch die Lieder von Heesters und Hans Albers. Die haben wir alle immer mitgesungen.“

„Stimmt es, dass es damals noch keine Jeans gab,“ fragte Christian, „auch nicht im Westen?“

Die Mutter wandte sich schnell ab, damit ihr Sohn ihr breites Grinsen nicht sah, und griff zum Geschirrtuch. Am liebsten hätte sie sich über diese naive Fragerei halb totgelacht. Da erzähle ich ihm alles und trotzdem begreift er nichts. Aber gut, ich kann ja froh sein, dass er überhaupt mal mit mir redet.

Eine ihrer ganz anderen Erzählungen handelte davon, wie Christians Vater vor der Geburt jeden Tag mit neuen

Mädchennamen nach Hause gekommen war. Da war sie im siebten oder achten Monat schwanger gewesen. „Ich hab eine tolle Idee“ hatte er gestrahlt. „Wir könnten unsere Tochter Karin oder vielleicht Bärbel nennen.“

„Und wenn es ein Junge wird?“

Er winkte jedes Mal ab und meinte, dass er nicht daran glaube. Und wenn, dann könne das Kind von ihm aus Christian heißen. Der Name gefiel ihr damals komischerweise sofort. Er klang so verheißungsvoll. „Du hättest mal sehen sollen, wie aufgeregt dein Vater war, als bei mir die Wehen losgingen. Sofort wollte er zur Telefonzelle laufen, um einen Krankenwagen zu rufen. ‚Lass den Quatsch, habe ich gesagt, mit der Straßenbahn sind wir in nicht mal zwanzig Minuten im Köpenicker Krankenhaus.‘ Ich erinnere mich noch, wie er sich nicht beruhigen konnte, bis er dich dann am nächsten Tag das erste Mal in der Klinik in den Armen halten durfte. Er hat nie darüber gesprochen, ob er enttäuscht war, dass ihm keine Bärbel, sondern ein Christian am Säuglings-Fenster gezeigt wurde. Vielmehr redete Papa in den ersten Tagen fortlaufend davon, wie ihm zumute gewesen war, als er die vielen Neugeborenen hinter der Glasscheibe hatte liegen sehen. Das muss ihn total aus dem Gleichgewicht gebracht haben, dass er dich nicht sofort erkannte. Er erzählte mir, wie er völlig aufgelöst im Korridor auf die Krankenschwester gewartet hat.“

Irritiert hatte Christians Vater die vielen verschiedenen Babys im abgeschirmten Raum betrachtet. Da gab es sehr blasse neben denen, die vielleicht von ihrem Geschrei und wildem Gestikulieren her einen durchweg roten Kopf hatten. Bei einigen war diese Färbung unregelmäßig. Sie hatten Druckstellen von der Geburt zurückbehalten. Andere waren einfach nur zerknittert. Er sah Säuglinge, die besaßen so viele Haare, dass sie einem kleinen Fell

glichen, andere waren fast kahl. Christians Vater suchte erfolglos seinen Sohn. Er stand unsicher in der Wöchnerinnenstation und wartete darauf, dass man ihm sein Kind zeigte. Trotz aller Unterschiede sahen sich die Babys einfach zu ähnlich. Alle waren sie furchtbar winzig und lagen hilflos in ihren Bettchen. Immer ratloser blickte der Mann hin und her, um die kleinen Wesen miteinander zu vergleichen. Obwohl er sich anstrengte, suchte er vergeblich nach einem Kind mit Merkmalen, die das untrügliche Signal „eigener Sohn“ ausstrahlten. Er hätte lange suchen können: Man brachte ihm den Sohn aus einem Nachbarraum. Der Kleine wirkte viel zarter und war deutlich dünner als die anderen Babys. Das Kind schien weder richtig wach zu sein noch schlief es. Die Augen des kleinen Christian gingen auf, dann fielen sie ihm wieder zu, so als könne er sich nicht entscheiden. Das änderte sich auch nicht, als ihn die Stationsschwester hoch zur Glasscheibe hob. Der Säugling schien zwar entspannt, aber er verblieb in seiner Zwischenwelt. Seine Arme ruhten reglos auf dem Tuch. Die kleinen Finger, und das sah sein Vater sofort, waren für ein neugeborenes Kind erstaunlich lang. Sie wirkten so ungemein zerbrechlich. Christians Vater musste unwillkürlich an Harfenseiten denken, obwohl er dieses Instrument nur ein einziges Mal spielend erlebt hatte. Vielleicht waren es die unendlich zarten Klänge, an die er sich erinnerte und die bei ihm diese Assoziationen heraufbeschworen. Auch Erika, Christians Mutter, hatte nach der Geburt augenblicklich den Eindruck, dass ihr Kind, zwar lang genug, einen viel zu zerbrechlichen Körper besaß. Das Neugeborene verzog erneut sein Gesicht, als wolle es heftig losschreien. Im nächsten Augenblick entspannte sich sein Ausdruck, als wäre ihm plötzlich eine bessere Eingebung gekommen.

Die Sonne schien schräg ins Schlafzimmer der Eltern. Sie färbte auf der dem Fenster gegenüberliegenden Wand ein leuchtend helles, in einem warmen Rotton erstrahlendes Rechteck auf die Tapete. Das gesamte Zimmer leuchtete. Wohl nur in diesem Licht hätte man die paar, vom Staubwedel verschonten, kleinen Fäden an der Zimmerecke sehen können. Sie schwangen langsam nach oben, dann wieder nach unten und vollführten so in der Sonnenwärme ihre Tänze. Bereits vor der Geburt hatte Erika alles vorbereitet. Sie hatte das hellblau bezogene Kinderbettchen, das mit seinen Rollen eher einem Puppenwagen glich, zwischen Gardine und Ehebett geschoben. Der schwache Luftzug aus dem leicht angelehnten Fenster bewegte die frisch gewaschenen und gestärkten Gardinen. Draußen auf der Kastanie verabschiedete ein Amselmännchen mit seinem lauten Gesang den langsam welkenden Tag. Ein Marienkäfer krabbelte an der Außenseite des Fensters entlang. Das kleine Tier bewegte sich mit zielstrebigener Energie diagonal nach unten. Plötzlich änderte es seine Richtung und strebte zum Rand. Dort erklomm der Käfer den Fensterrahmen. Kaum eine Sekunde später öffnete er seine Flügel und verschwand in der Ferne. Christian dagegen schlief so fest, dass er weder die anschwellende Vogelstimme noch den hin und her schaukelnden Schatten, den die Gardine auf sein Gesicht malte, zu spüren schien. Völlig entspannt lag er in seinem Kokon aus einer hellblauen Moltondecke.

Zwischen den Mahlzeiten ließ Christian seiner Mutter fast immer einen dreistündigen Freiraum. Zuerst brauchte sie den wirklich, und zwar nur für sich. Sie hatte eine sich steigernde Brustentzündung bekommen, so dass sich das Stillen zu einer quälenden Strapaze entwickelte, vor der sie sich jedes Mal fürchtete. Ihr Kind wirkte zusehends dünnhäutiger. Obwohl Erika skeptisch blieb, kam Christian wundersamerweise nun mit der Flasche als Ersatz

besser zurecht, als es seine Mutter je geglaubt hätte. Sie hätte diesem Pulver aus dem Pappkarton nicht zugetraut, dass es ihren Sohn ernähren könnte. Doch er wuchs und als es ihr auch selbst besserging, räumte sie von nun an zufrieden die frisch gewaschene Wäsche in den großen Kleiderschrank des Schlafzimmers, klapperte mit den Türen, putzte die Wohnung, saugte sogar mit dem lauten Staubsauger. Nichts störte das Kind. Erst wenn Christian Hunger bekam, meldete er sich, zuerst durch Schnaufen, dann folgte kurzes Gegluckse, das schnell in ein herzzerreißendes Weinen mündete. Jede Spur von anklagender Wut oder Verärgerung, wie Erika es bei anderen Kindern gehört hatte, fehlte ihm. Es war eher eine traurige Ballade, die Christian vortrug und die seine Mutter zur Eile mahnte. Dauerte die Prozedur zu lange, bis sie die Flasche bereithielt oder wollte gar Christians Vater die Wartezeit überbrücken, indem er seinen Sohn auf den Arm nahm um ihn hin und her zu wiegen, dann steigerte sich dieses Jammern ins Unermessliche. Tränen eines leidvollen Hungerschmerzes rannen über das Babygesicht. Wie konnte man ihn so lange warten lassen!

Nicht nur durch seine stille Wesensart unterschied sich der heranwachsende Christian von anderen Kindern. Als er schon laufen konnte, fühlte er sich ausschließlich in der Nähe seiner Mutter sicher. Andere Bezugspersonen galten ihm nichts. Kamen Freunde der Eltern, die Erzieherinnen im Kindergarten oder ältere Kinder in seine Nähe, so war das Anlass genug, sich sofort hinter der Mutter zu verstecken. Es begann frühzeitig, dass Christian niemals auffallen wollte. Am liebsten wäre er unsichtbar geworden. Doch gerade das machte alle Welt auf ihn aufmerksam. Zuerst waren es die Eltern, die seinen Schneckencharakter bemerkten. Dann wunderten sich deren Freunde, die Großeltern sowieso und später – dazu kommen wir noch.

Christian hing, als er noch klein war, unentwegt am Bein seiner Mutter. Er spielte nie irgendwo unauffällig in einer Ecke, wie andere Kinder. Im Gegenteil, er klammerte sich fest – fast wie ein Egel. Aber der Egel wäre nach geraumer Zeit abgefallen, hätte irgendwann zufrieden abgelassen, doch Christian hörte nicht auf.

Ihn morgens im Kindergarten abzugeben blieb für Erika jahrelang ein Kraftakt. Es war Kunststück und Mutprobe zugleich. Zuerst jammerte Christian unentwegt schon auf dem Weg. Vor der Tür klammerte er sich an der Mutter fest. Das kannte sie ja. Dann aber schrie er in hohen Frequenzen, als hätte er einen bohrenden Schmerz zu ertragen. Zum Schluss, wenn alles nichts half, trat er mit Füßen und schlug um sich. Wenn Erika anschließend hinaus auf die Straße trat, war sie wie betäubt und hatte Tränen in den Augen. Nur beim Vater, wenn der ihn freitags brachte, trollte sich der Junge mit geringerem Protest in seine Kindergruppe. Dort suchte er sich eine Ecke und schien einfach nur auszuharren, bis er wieder abgeholt wurde. Wenn er spielte, dann tat er es fast immer allein. Er griff sich einen grünen NVA-Barkas aus Blech, dem schon ein Hinterrad fehlte. Unermüdlich schob er ihn über den Fußboden oder parkte ihn zwischen Stuhlbeinen in einer Ecke ein. Dort mussten Soldaten aussteigen und Wache stehen. Einzig, wenn die rothaarige Renate neben ihm stand, dann unterbrach er sein Tun. Sie wurde von der Erzieherin ausgeschimpft und von Kindern ausgelacht, weil sie wieder mal eingepinkelt hatte. Dann schrien alle „Ihh!“ Christian schrie nicht mit. Er saß in seiner Ecke und schaute Renate an. Er wartete darauf, dass er mit ihr „Vater-Mutter-Kind“ spielen durfte. Währenddessen er selbst die Rollen wechselte, er war Vater oder Kind, blieb sie dabei, die Mutter zu spielen. Sie band sich ein Tuch vor den Bauch, das war ihre Schürze. Sie kochte

Essen oder putzte die Wohnung. Christian sollte beim Aufräumen helfen. Dabei ging er so oft wie möglich ganz dicht an sie heran. Unvermittelt streichelte er einen ihrer Zöpfe. Er fühlte sich so schön glatt und fest an. Die Zöpfe waren ganz ungewöhnliche Körperteile. Zwei, drei Mal war es ihm gelungen, einen dieser straffen Dinger in die Hand zu nehmen. Gern hätte er ihn an sein Gesicht gehalten. Aber der kurze Moment, in dem Renate Christians Tun ignorierte und so tat, als hätte sie es nicht bemerkt, reichte dafür nicht aus. Schnell zog sie ihren Kopf zur Seite oder schüttelte ihn, dass die Zöpfe Christian ins Gesicht schleuderten. „Rasiere dich endlich! Du musst dich beeilen und mit der Straßenbahn zur Arbeit fahren!“, gab Renate Kommandos.

Fast übermütig gebärdete sich Christian, wenn die Mutter morgens ankündigte, dass er an einem jener Tage ausnahmsweise „Mittagskind“ sei. Er hüpfte die Treppenstufen regelrecht hinunter, so als könne er es kaum erwarten, in den Kindergarten zu gelangen. An der Tür zum Kindergarten entließ er seine Mutter nach weiteren Versicherungen, dass er wirklich gleich nach dem Essen nach Hause könne, ohne auffällige Klammererei. Mittags, wenn sie beim Abholen ihres Sohnes mit anderen Eltern noch einen Moment unter dem kleinen Vordach des Kindergartens stehen blieb, um sich mit ihnen zu unterhalten, dann verfiel Christian wieder in seine klettenhafte Anhänglichkeit. Er zog an ihren Kleidern, so als müsse er sie ihr vom Leib reißen. Zu Hause war es ähnlich. Wusch oder fütterte sie seinen kleineren Bruder, dann fragte er ständig, wann sie endlich fertig sei. Sie fühlte sich zwischen beiden Kindern hin und her gerissen. Sogar während der Mahlzeiten wurde sie eingekeilt. Links saß der kleine Bruder im Babystuhl. Christian wollte ständig rechts neben ihr sitzen. Seine linke Hand

lag währenddessen auf ihrem rechten Unterarm, so als müsse er sich fortlaufend ihrer Anwesenheit versichern. Unter dem Tisch schaukelten seine Füße gegen ihre Beine. Unentwegt spürte die Mutter den Takt seiner Gegenwart. Manchmal hätte sie ihn am liebsten aufgefordert, endlich davon abzulassen. Doch sie wagte es nicht, und es hätte sicher auch nichts genutzt. Weder war sie von ihrer Wirkung überzeugt, noch wollte sie Erziehungsversuche des Vaters heraufbeschwören. Auch die führten in der Regel ins Leere. Nur hatten sie einen lautstarken Beigeschmack, den die Mutter fürchtete. Christians Vater bezeichnete dieses Verhalten seines Sohnes manchmal als weibisch. Für einen Jungen von Vier schien ihm dieses Geklammere langsam zu albern. Nach langen Arbeitstagen hatte der Vater jedoch selten die Nerven sich auf ein Duell mit dem Kind einzulassen. Die Mutter dagegen hatte schon viel früher von selbst eingesehen, dass sie sich von ihren Vorstellungen darüber, wie sich ihr Großer zu verhalten habe, verabschieden müsse. Nur wenn sie sich für längere Zeit allein mit den Kindern zu Hause aufhielt, gab Christian manchmal Ruhe und begann, sich in ein Spiel zu vertiefen. Das konnte länger als eine Stunde anhalten, vorausgesetzt, sein kleiner Bruder kam ihm nicht zu aufdringlich in die Quere. Wollte der unbedingt und ausgerechnet dasselbe Auto zum Spielen, dann warf es ihm Christian wutentbrannt vor die Füße oder schmiss es quer durch den Raum. Sogleich lief er zu seiner Mutter um sich über den doofen Bruder, der immer alles wegnehmen würde, zu beschweren. Ihre Schlichtungsbemühungen ignorierte er. Je mehr sie bei ihm um Verständnis warb, desto wütender wurde Christian. Im Gegensatz zum fügsameren, kleinen Bruder besaß Christian etwas, das seiner Mutter unheimlich vorkam. Vielleicht würde es sich verwachsen. Die Mutter beschloss, auf die Schule zu hoffen.

Christian blieb in sich gekehrt. Mutters Beine und Kleidung standen ihm im Klassenraum als Deckung nicht mehr zur Verfügung. So fühlte er sich noch unsicherer, allein gelassen. Niemand war da, bei dem er Schutz suchen konnte. Das war das Schlimmste. Er versuchte, sich in sich selbst zu verstecken. Und je mehr er sich bemühte, unsichtbar zu werden, desto häufiger wurde er ermahnt. „Christian Sellberger“, wie er von seiner Lehrerin immer lang gedehnt und in einem, für Berliner Verhältnisse schmerzenden, sächsischen Akzent angesprochen wurde, „träumst du wieder?“ Am liebsten hätte er sich in diesen Augenblicken in eine kleine Maus verwandelt, die bestenfalls mit halbem Kopf vorsichtig aus ihrem Loch herausschaute. Doch er musste in der zweiten Bankreihe unter der vollen Aufmerksamkeit seiner Klassenlehrerin sitzen bleiben.

Nur im Musikunterricht entspannte sich Christian. Einmal hatte der dicke Herr Freyer, sein Musiklehrer, in der Pause mit dem Finger auf ihn gezeigt: „Komm mal bitte nach vorn, Christian.“ Verunsichert folgte er dieser Anweisung. Hatte er etwa wieder zu laut und zu falsch gesungen, überlegte Christian, während er zögerlich nach vorn lief. Wenn die ganze Klasse ein Marschlied schmettete, dann ließ er sich viel zu gern anstecken und legte los, was seine krächzige Stimme hergab. Durch den Lärmpegel um ihn herum fühlte er sich in gewissem Maße geschützt. Der eine oder andere Mitschüler hatte sich schon verwundert umgeschaut, woher diese unpassenden Geräusche stammten.

Es kam jedoch anders. Mit seinem tiefen Bass hatte Herr Freyer ihn freundlich gebeten: „Hilf mir mal bitte, die vielen Klanghölzer und Triangel in den Vorbereitungsraum zu tragen.“ Erleichtert nahm Christian die Pappkiste in Empfang. Viel lieber hätte er die schwarze Gitarre getragen, auf der Herr Freyer so schnell mit seinen dicken

Fingern über das Griffbrett jagen konnte. Solch ein Ding musste etwas ganz Besonderes sein. Im fensterlosen Vorbereitungsraum hing zu Christians Überraschung noch eine weitere Gitarre an der Wand. Sie glänzte in ihrem hellen Holz und sah wunderschön aus. Während Herr Freyer die Triangel in eine Kiste hinein sortierte, traute sich Christian zu fragen, ob diese Gitarre neu sei. „Weiß ich nicht, die gehört mir nicht. Ich spiele sowieso nicht so oft Gitarre, ich bin normalerweise ein Blechbläser. Aber das passt nicht so gut in den Unterricht.“ Christian überlegte verwirrt, wie das Blechblasen funktionieren könnte. Auf einem Ausflug mit seinen Eltern hatte er einen echten Glasbläser bei der Arbeit beobachten dürfen. An die Hitze des Feuers konnte er sich noch gut erinnern. Aber wie würde Herr Freyer sein Blech blasen?

„Willst du nicht auch ein Instrument spielen lernen? Wir fangen nächste Woche mit einem Blockflötenkurs an.“ Christian blickte aufgeschreckt in das Gesicht seines Lehrers. „Deine Finger,“ Herr Freyer zeigte auf Christians Hände, „sind schon so schön lang. Damit könntest du wunderbar spielen, auch andere Instrumente. Guck dir mal meine Hände an.“ Herr Freyer hielt Christian seine behaarte Pranke so dicht vor die Nase, dass der zurückschreckte. Gelassen redete sein Lehrer weiter: „Ich muss mich mit meinen kurzen Fingern beim Gitarre spielen sehr anstrengen. Du hättest es leichter.“ Christian blickte angestrengt nach unten. Auf solch einer piepsigen Blockflöte würde er keinesfalls spielen, das wäre das Letzte, was er lernen wollte. Niemals! Wieso sollte ausgerechnet er solch ein Mädcheninstrument lernen? „Überleg es dir.“ Herr Freyer schob ihn aus dem Raum. „Ich muss jetzt zur Pausenaufsicht.“

Christians Bemühen, sich unsichtbar zu machen, scheiterte immer mehr, als er die Grundschulzeit überstanden

hatte. Er wuchs rasant und überragte alle Mitschüler um fast einen halben Meter. Seine Länge hätte ihn zu einem wunderbaren Basketballspieler werden lassen. Jedoch, er blieb kraftlos, spindeldürr, wie ein Faden. Der Sportunterricht war ihm ein Graus. Beim Rennen wurde ihm schwindlig. Beim Springen verhakelten sich die langen Beine. Er hätte leicht den ständigen Sieg im Keulen-Weitwurf davontragen können, sein langer Arm bildete einen idealen Schwunghebel. Ein einziges Mal war ihm der Klassenrekord gelungen. Üblicherweise kam Christian aber mit seinen langsamen Bewegungen überhaupt nicht in Schwung oder schlimmer noch, er ließ die Keule entweder zu spät oder zu früh los. Dann gingen alle Mitschüler in Deckung.

Am vereinbarten Treffpunkt saß Christian bereits ein paar Minuten neben dem Müll-Haus und kratzte gelangweilt mit einem Stock im Sand. Als er aufblickte, erkannte er schon von weitem Stinker und Greifer. Als sie heran waren, erfuhr er, dass Suppe gleich käme, aber Mörder Hausarrest habe.

Am Nachmittag war Christian ein anderer. Es war, als hätte er die Haut gewechselt. Bei den Jungs der „Kletterbande“, brachte ihm seine Körpergröße eine wichtige Funktion ein. Christian wurde „Späher“ genannt. Sie alle waren aus der Nachbarschaft, nannten sich auf den Touren nur mit ihren Geheimnamen. Mörder, ein Jahr älter, weil er die dritte Klasse wiederholen musste, bildete mit Suppe, der der Mutigste war, die Anführer. Die fünf trafen sich seit Beginn der dritten Klasse am Müll-Haus in der Betonstraße. Die neue Straße war eine Sackgasse mit einer Wendeschleife am Ende. Sie trennte die Brandmauern der alten, eng stehenden, grauen Berliner Mietshäuser und deren Höfe von den neuen, gelb angestrichenen

Q3A-Plattenbauten aus Betonfertigteilen mit ihren begehrten Genossenschafts-Wohnungen. Die hatte man auf den eingeebneten Schrebergärten errichtet. Und dieses Müll-Haus unterstützte den Komfortvorsprung für die Mieter dieser Neubau-Wohnungen. Während in den Altbauten die Tonnen einfach so an irgendeiner Stelle ungeschützt auf dem Hof standen, konnte man jetzt, ohne nass zu werden, in aller Ruhe den Müll in die Tonnen kippen. Allerdings war der Weg vom Hauseingang bis dorthin deutlich weiter, weil das Ding ja für mehrere Wohnblöcke konzipiert worden war. Und wenn es regnete, wurde man eben unterwegs pitschnass. Der Bau ähnelte einem vergrößerten Wartehäuschen, war stabil aus Stein gemauert, hatte ein Schrägdach und vorn eine breite, türlose Öffnung. Einmal hatte es Mörder geschafft auf das Hausdach zu gelangen. Im nächsten Moment kam ein Mann mit seinem Abfalleimer um die Ecke. „Macht mir hier keinen Blödsinn! Das ist kein Spielplatz! Verschwindet! Ab nach Hause!“ Der ahnte jedoch nicht, dass es hinter ihm von oben herab üble Grimassen hagelte. Die restlichen vier trollten sich für ein paar Minuten.

Doch an ihrem Müllhaus-Treffpunkt planten die fünf kurz darauf erneut gemeinsam eine weitere Klettertour. Greifer lehnte an der niedrigen, gut übersteigbare Mauer zu einem Innenhof. Sie war fast immer der Ausgangspunkt für ihre Abenteuer. Die Jungs diskutierten über einen neuen Kletterweg. Von ganz weit oben, vom Balkon im vierten Stock, wurden sie dabei beobachtet. Christian bemerkte es sofort. Er schaute aber nicht in die Höhe. Wenn die Jungs dabei waren, tat er es nie, damit sie es nicht mitbekamen. Dort oben wohnte Renate. Statt Zöpfe trug sie jetzt einen Pferdeschwanz.

Sie hatte für Christian, als er einmal allein auf der Mauer gesessen hatte, Papierflieger vom Balkon nach unten

segeln lassen. „Soll ich dir einen Bonbon runterschmeißen?“, rief sie anschließend von oben herab. Christian nickte und im nächsten Moment war eine Zeitungspapierkugel neben ihm auf den Boden gefallen. Als er sie auswickelte, steckte darin ein roter Himbeerbonbon. Zum Dank hatte er kurz gewinkt, war aber lieber weggegangen, weil er nicht wusste, wie er sich weiter verhalten sollte. Erst zum Ende des letzten Schuljahres hatten sie sich nach einer längeren Pause im Anschluss an die Kindergartenzeit in der zweiten Klasse häufiger wieder zum Spielen an der Teppichklopfstange getroffen. Diese, auf einer Betonfläche freistehende, aus dicken Rohren in zwei Etagen zusammengeschweißte Metallkonstruktion, war, bevor der Spielplatz fertig wurde, ein beliebtes sowie gleichermaßen gefährliches Turngerät. Renate hatte nun nicht mehr die Mutter, sondern die Lehrerin gespielt und zeigte Christian, wie man die Feuerflanke von ganz oben durchführt. Das sah wirklich beängstigend aus, wie sie sich blitzschnell über den oberen Holm in knapp zwei Metern Höhe beugte, mit einer Hand nach unten griff und die Beine hinüberschwang um mit einem Satz auf dem unnachgiebigen Boden zu landen. Nun war Christian, ihr Schüler, an der Reihe. Als er es ihr nachmachen sollte, hatte er sich von vornherein mit einem unsicheren Gefühl nach oben gehangelt. Dort stand er eine Weile unschlüssig und spürte das Ziehen in den Beinen. Die Höhe war noch stärker angewachsen, als Christian es vermutet hatte. „Mach schon!“ rief Renate ungeduldig. Er rührte sich nicht. Keinesfalls hätte er sich nach vorn beugen können, er wäre mit Sicherheit abgerutscht und kopfüber auf den Beton geknallt. Immer noch verharrte er reglos, wobei er sich sehr fest an das kalte Metall klammerte. „Trau dich, es ist nicht schlimm!“, feuerte ihn seine Lehrerin erneut an. Ein wenig schob er daraufhin seinen

Oberkörper nach vorn. Aber es ging nicht weiter. Wie gelähmt verweigerte eine Sperre jegliche Bewegung. Dann war es so weit. Christian hatte sich entschieden, als er sich aufrichtete, war der Entschluss gefallen. Die Verkrampfung löste sich. Christian kletterte einfach wieder nach unten und sagte, dass er schon den ganzen Tag über Bauchschmerzen gehabt habe und sich deshalb nicht über das harte Rohr nach vorn beugen könne. Statt ihn auszulachen, ihn zu verspotten, oder gar erneut anzustacheln, schlug Renate sogleich vor, dass er sich ausruhen und Tee trinken müsse. Sie legte fest, dass sie jetzt seine Krankenschwester sei. Er habe alles so zu machen, wie sie es sage. Dann zog sie ihn an der Hand ein paar Meter weiter und er musste sich auf die kleine Rasenfläche legen, die es zwischen Müll-Haus und Garagenzeile gab. Sie rupfte Gras und andere Pflanzen aus, um sie in einen alten Blumentopf zu legen, den sie im Müll-Haus gefunden hatte. Mit einem Stock rührte sie alles um und der Tee war fertig. Als sie ihm den Blumentopf überreichte, erklärte Renate, dass sie nun verlobt seien. Christian nickte nur und bekam die Erlaubnis wieder aufzustehen. Jetzt musste er schwören, dass er es niemandem verrate. „Und jetzt zeige ich dir was ganz Gefährliches.“ Erneut waren sie zur Klopfstange geschlendert und Renate führte einen Schweinebammel vor. Dabei klappte ihr blauer Rock über ihren Oberkörper. Offenbar störte sie es überhaupt nicht, dass ihr rosafarbener Schlüpfer völlig frei zu sehen war. Christian dagegen bekam einen Schreck. Er traute sich kaum, hinzuschauen. Sollte er aber. „Du musst genau hingucken!“ rief Renate mit rotem Kopf beim Schaukeln. Das passte nicht zusammen. Warum hatten die Mädchen nur so schrill aufgeschrien, wenn sich auf dem Pausenhof Jungs von hinten anschlichen, um mit einem Stöckchen oder der Hand die Röcke hochzuheben?

Renate schwang sich immer kräftiger hin und her bis sie mit einem Male nach unten sprang um gerade noch auf allen vieren anzukommen. „Hast du genau gesehen, wie ich das gemacht habe?“

„Ja. Aber es sieht zu gefährlich aus. Mach das lieber nicht noch einmal.“ Dabei dachte Christian vornehmlich an den Rock und den Schlüpfer und auch, dass das hoffentlich niemand beobachtet hatte. Sie setzten sich anschließend auf die Bordsteinkante und redeten über ihre Lehrer und Mitschüler. Renate beschwerte sich über ein paar doofe Jungs. Immer hätten die versucht sie mit dem Spruch „Renate-Tomate“ aufzuziehen. Christian hatte es auch schon gehört und er sagte, dass er das gemein fände.

„Du bist jetzt mein Verlobter und du musst mich beschützen.“

Er sagte „Ja“, aber er wusste, dass er nichts tun würde. Im nächsten Schuljahr war Renate auf die Spezialschule für Russisch gewechselt, die in einem anderen Stadtbezirk lag. Obwohl sie mit ihren Eltern in der Straße wohnen blieb, sah Christian sie nur noch selten, eigentlich nur, wenn sie die Jungs von oben beobachtete. Auch Papierflieger kamen nicht mehr.

Einige Ziegelsteine der Mauer hinter dem Müll-Haus waren zerbröckelt. Der Mörtel hatte sich aufgelöst, so dass die Schuhe beim Klettern Halt fanden. Von dort aus startete heute die Klettertour der Bande. Die Jungs liefen gebückt weiter über zwei Garagendächer bis zu einer zweiten Mauer. Hier ließen sie sich im Schutz eines Holunderbusches aus zwei Meter Höhe hinabgleiten. Die Luft war rein, niemand war zu sehen. So überquerten sie so schnell wie möglich einen verwilderten Garten und gelangten zu einem Schuppen. An dessen Seite gab es lose Bretter. Suppe schob eines zur Seite, um zu prüfen,

ob alles in Ordnung sei. Hinter den Brettern lag ihr erstes Versteck. Alles war offensichtlich unberührt. Christian zog ein kaputtes Feuerzeug aus seiner Tasche und legte es ins Versteck. Nachdem das Brett wieder geradegerückt war, kletterten sie hinter der Rückseite des Schuppens auf einen Ziegelsteinhaufen, der vor längerer Zeit ordentlich aufgeschichtet gewesen sein musste. Von dort konnte man das Dach ohne Anstrengung erreichen und schon auf den Nachbarhof blicken. Hinter dieser Hürde lag ein Grundstück, das ursprünglich als Schrottplatz diente und wunderbare Entdeckungen bereithielt. Aber schon lange gab es keine Veränderungen mehr, das Tor zur Straße war mit einer dicken Eisenkette verschlossen, vom Besitzer wusste niemand etwas. Hier gingen die Jungs regelmäßig auf Schatzsuche. Sie hatten dort ihre Metallstäbe gefunden, die als Schwerter, Degen oder Lanzen taugten. Sie deponierten sie an der Mauer hinter einem Brombeergebüsch. Auch an dieser Stelle war alles in Ordnung. Manchmal hatten sie mit ihren Waffen wild herumgekämpft. Harte Turniere waren zu bestehen, bevor sie sich gegenseitig zum Ritter schlugen. Es war mehr als ein Wunder, dass es lange Zeit nur ein paar Kratzer gegeben hatte. Einmal hatten Suppe und Greifer mit ihren Zweihand-Schwertern aus dicken Holzlatten gekämpft. Greifers war unerwartet zerbrochen und Suppes Schlag war, zwar abgebremst, aber noch kräftig genug auf der Nase seines Gegenübers gelandet. Erst hatte der Kämpfer geblutet, dann war sein Gesicht angeschwollen, so dass die Jungs nach Hause gelaufen waren und sich wilde Geschichten vom Stolpern, vom Sturz beim Radfahren und anderes ausgedacht hatten. Die Eltern hatten alles geglaubt und die gebrochene Nase mitsamt des Jungen in der Poliklinik vorgestellt. Die Nase war dann bald ohne Probleme verheilt.

An diesem Tag erkundeten sie einen neuen Pfad. Bisher hatten sie von der einen bis zur anderen Straße über die Höfe hinweg zwei Schleich- und Fluchtwege genutzt. Die brauchten sie, wenn Erwachsene oder Hunde hinter ihnen her waren. Aber ein dritter Fluchtweg wäre eben besser als nur zwei. Christian war auf eine alte Tonne gestiegen. Er hielt lange Ausschau. Nichts Verdächtiges rührte sich und so kletterten sie in den nächsten Hof. Dass sie in einer Art Blumenbeet landeten, bemerkten sie erst, als ganz links eine Frau aus dem Fenster im zweiten Stockwerk wütend zu schimpfen begann. Jetzt mussten sie schnell handeln. Der direkte Rückzug über die Mauer war versperrt. Sie war zu hoch und glatt verputzt. Nirgendwo hätten die Schuhe Halt gefunden. Eine breite Hofeinfahrt für Autos und zwei schmale Eingänge, hinter denen die Hausflure zur Straße führten, waren die einzigen Fluchtwege. Automatisch rannten die Jungs zur Toreinfahrt. Verschlossen! Von oben kam in gefährlicher Lautstärke: „Mein Mann kriegt euch! Mit dem Teppichklopfer wird er euch den Arsch versohlen!“ Der nächstliegende Hofeingang war glücklicherweise offen. Sie hörten ganz oben im Haus schon eine Tür klappen. Schnell liefen sie nach draußen, auf die andere Straßenseite und bogen sofort um die nächste Hausecke. Das war knapp!

Bei ihren Touren ging es um Mutproben, um Nervenkitzel und Entdeckungen. Verstecke für ihre Schätze richteten sie in eingefallenen Schuppen ein, unter Bretterstapeln oder Steinhäufen. Dort lagen ein paar verrostete Messer, ein echter Wecker, eine leere Eierhandgranate und ein Berg Zigarettenkippen. Greifer blieb stehen. „Guckt mal!“ Er zog eine Hand voller Zigarettenkippen aus der Hosentasche. Drei, vier davon waren sogar mit Filter. Mörder meinte: „Hab gestern selbst schon was aufgefüllt. Liegt jetzt ein richtiger Berg im Versteck.“ Während er redete,

zog er eine Schachtel Streichhölzer aus der Jacke und schüttelte sie vor den Augen der anderen. „Wollen wir?“

„Klar“, antwortete Stinker, der seinen Namen durch seine Vorliebe für abenteuerliche Käsebröte in der Schule bekommen hatte, und alle nickten. Wie fünf Schatten glitten sie leise durch einen Hausflur, durchquerten einen Innenhof und gelangten ungesehen an die Eingangstür eines Hinterhauses. Auch hier hielt sie niemand auf und so erreichten sie den letzten, kleinen Hof. In einem leerstehenden Anbau, einer ehemaligen Schusterwerkstatt, befand sich ihr Versteck. Die Tür war irgendwann herausgebrochen worden und im Dach gab es ein Loch. Es roch nach Öl und überall auf dem Boden lagen diese kleinen, eckigen Holznägel. Suppe hob ein lockeres Fußbodenbrett. Darunter stand eine alte Zigarrenkiste gefüllt mit Kippen. Die hatten sie gesammelt um sie auseinanderzureißen und den gewonnenen Tabak in Toiletten- oder Zeitungspapier einzurollen. Nach ein paar Minuten starteten sie ihren Rauchversuch. Wie echte Indianer gaben sie die Selbstgedrehte im Kreis herum, verbrannten sich die Finger, husteten wild umher und fühlten sich schon sehr erwachsen.

Bald kannten die Jungs jeden Winkel in den Oberschöneweider Höfen hinter den alten, großen Mietshäusern ihres Wohnquartiers. Im Spätsommer wurde von den Jungs hin und wieder ein Apfelbaum geplündert, ein Schuppen oder Keller geöffnet und nach Schätzen durchsucht. Es gab keine Grenzen, außer sich auf den Streifzügen erwischen zu lassen oder sich zu verletzen. Deshalb mieden sie beispielsweise die gefährlichen Glas-Mauern. Es waren Mauern, bei denen Glasscherben von zerschlagenen Flaschen in die oberen Abschlüsse mit einbetoniert worden waren – unerklimmbare Gefahrenstellen. Auf einfacheren Klettertouren hatte manchmal Christians

zwei Jahre jüngerer Bruder mitlaufen dürfen, weil man ihn schlecht jedes Mal allein auf der Straße hätte zurücklassen können. Doch er war für die Gruppe schon eine echte Belastung gewesen. Weil er sich aber vielleicht bei den Eltern beschwert und damit alle Unternehmungen gefährdet hätte, hatten Späher und Mörder den Kleinen gemeinsam über die Hindernisse geschoben. Räuberleiter war dafür die beste Lösung. Einmal erzählte Suppe, dass es noch schlimmer kommen könnte. Er hätte irgendwann einmal seiner Schwester, die ja nur ein Jahr jünger sei als er, unvorsichtigerweise etwas von ihren Klettertouren erwähnt. „Seit dieser Zeit bettelt sie laufend: Ich will auch mal mitkommen! Zum Glück hat sie Schiss vor Hunden. Jedes Mal denk ich mir jetzt etwas Gruseliges aus, mit gefährlichen Hunden und so. Dann gibt sie für ein paar Tage Ruhe.“

„Ich kann ja mal hinter ihrem Rücken auf dem Schulhof bellen“, schlug Mörder vor. „Dann hat sie keine Lust mehr. In welcher Klasse ist die denn?“

„Die ist nicht bei uns. Die geht in die Zeppelin-Schule. Bei der Einschulung waren hier alle Klassen voll, da durfte sie nicht zu uns.“

„Kann die denn überhaupt klettern?“, wollte Christian wissen.

„Klar, die ist fast so groß wie ich und total schnell“, antwortete Suppe. „Die hat in Sport immer eine Eins.“ Kurz darauf fragte er: „Will jemand von euch wirklich Weiber hier dabeihaben?“

„Nee, eigentlich nich“, sagte Greifer. Alle schüttelten irgendwie die Köpfe und schwiegen. Doch Christian fand den Gedanken nicht völlig abwegig. Wieso sollte ein Mädchen nicht auch Mitglied in ihrer Bande werden können? Renate hätte er sich vorstellen können. Die war mutig, gelenkig und redete nicht allzu viel. Ebenso hätte Suppe seine Schwester ruhig einmal mitbringen können, so als

Test. Er selbst hatte ja nur seinen langweiligen Bruder. Eine Schwester wäre sicher etwas ganz Anderes. „Die könnte doch für uns was kochen“, schwappte Christians Gedankenkette plötzlich nach außen.

„So'n Blödsinn“, meinte Stinker „wir haben ja nicht mal einen Kochherd.“

„Lass mal“, ergänzte Suppe, „es gibt noch was viel Schlimmeres. Mädchen sind nämlich total neugierig und geschwätzig. Immer will meine Schwester wissen, wo wir waren, was wir gemacht haben. Die löchert mich ständig. Und dann plappert sie zu Hause alles aus. Ich höre meine Mutter schon wieder sagen: Anni, was gab's denn heute Tolles? Und sie redet los und redet und redet. Hemmungslos erzählt sie ihr den ganzen Tagesablauf, wer was gemacht hat, und was jeder in der Schule gesagt hat. Die würde alles von uns verraten. Ich hoffe bloß, dass sie später, wenn sie älter ist, vernünftiger wird.“ Christian schreckte hoch. „Mist! Ich muss sofort los.“ Es gab eine feststehende Regel: Um Achtzehn Uhr hatten Christian und sein Bruder zu Hause zu erscheinen. Das klappte fast immer – auch ohne Uhr. Die Kirchenglocken hatten begonnen laut und pünktlich zu läuten.

Das Thema Mädchen war für die Bande bis zu ihrer Auflösung vom Tisch. Ab der sechsten Klasse trafen sich die Jungs nicht mehr. Mörder und Suppe, die beiden Anführer, waren mit ihren Eltern in einen anderen Stadtbezirk gezogen.

Während der achten Klasse standen die Jungs in ihrer Ecke auf dem Schulhof und diskutierten wieder einmal die Chancen für die nächste Fußballweltmeisterschaft. Die solle in Spanien stattfinden, hörte Christian. „Wenn wir zwei wie den Sparwasser hätten, sagte Jürgen, „dann würden wir's denen aber zeigen.“

Um Christians Kopf schwirrten Namen von Mannschaften und Spielern. „Wer is’n Sparwasser?“, fragte er leise Jürgen.

„Der hat Vierundsiebzig gegen Westdeutschland unser Siegertor geschossen, in der Vorrunde von der WM, in Hamburg.“

Hamburg liegt doch im Westen, überlegte Christian. Also musste die Fußballweltmeisterschaft auch dort gewesen sein. Die Spieler hatten also dort hinfahren dürfen. Christian rechnete nach. Er war damals erst in der zweiten Klasse gewesen und hatte sich genauso wenig für Fußball interessiert, wie jetzt. Was sich die anderen Jungs alles merken konnten!

Ihn dagegen lockten seine Bücher. Es waren spezielle Bücher mit detailreichen Abbildungen von Wassertieren. Die standen in seinem Regal über dem Schreibtisch. Christian lag stundenlang auf seinem Bett, versank in seinen Träumen in die Tiefen unerforschter Berg- oder Kraterseen. Dort vermutete er Überreste prähistorischer Tiere, die noch völlig unerforscht auf ihn warteten. Bis dahin musste er aber noch mindestens ein Betriebsferienlager in den Winterferien überstehen. Es lag im Erzgebirge, wohin ihn die Eltern zusammen mit seinem Bruder schicken wollten. Christian versuchte, sich zu drücken. Er jammerte: Die vielen fremden Leute wären schrecklich. Dann bekam er zwei Wochen vor der Abreise Bauchschmerzen. Die waren echt. Sie hatten ihre Ursache jedoch nicht in einer Krankheit. An nur einem Vormittag war Christian über alle aufgesparten Süßigkeiten aus der Weihnachtszeit hergefallen und hatte nicht nur zwei Weihnachtsmänner, sondern auch ein großes Marzipanschwein und etliche Marzipankartoffeln in sich hineingestopft. Er rannte zum Klo und hätte beinahe gekotzt. Es kniff fürchterlich in seinem Bauch. Aber alle Gründe

zählten nicht. Es half nichts, er musste fahren. Mitschüler beneideten ihn. Er dürfe endlich mal von zu Hause weg. Diese Begründung verstand Christian nun überhaupt nicht. Eine einzige Sache gab es, die ihn dennoch reizte: der angekündigte Schnee. Noch nie hatte er auf den Berliner Straßen mehr als fünf Zentimeter Schnee gesehen. Sie wohnten damals in jenem Teil des Berliner Stadtbezirks Köpenick, in denen Mietshäuser dicht an dicht standen. Vater sagte immer, dass der Schnee von den Großbetrieben heimlich über Nacht ganz schnell grau eingefärbt würde. Man sah es, wenn man die oberste Schicht abkratzte und erst darunter echtes Schneeweiß zum Vorschein kam. So ganz sicher, ob die Fabriken wirklich die einzigen Beschmutzer waren, war sich Christian nicht. Er hatte die rötlich-braune Deckschicht auf dem Schnee im Hof gesehen. Auf allen Höfen, dort wo die runden Mülltonnen standen und überall auf der Straße, wo die Müllmänner mit ihrem Auto gehalten hatten, bildeten sich riesige, rostrote Flächen von Aschestaub. Manche Leute verstreuten sogar gleich früh am Morgen absichtlich Asche auf den Fußwegen. Darüber ärgerte sich Christian doppelt – man konnte nicht mehr schliddern und fand keinen Schnee, den man lutschen konnte.

Das Ferienlager begann mit der Jacke. Kurz bevor die Winterferien anfangen, fragte sich Christian, warum seine Mutter überhaupt dieses Ding genäht hatte, wenn sie sich anschließend dafür schämte. In den Läden fanden seine Eltern für seine Körpergröße sowieso nur selten etwas Akzeptables und es sah fast immer schrecklich altmodisch aus. Schließlich passte ihm die neue Jacke sehr gut und er hatte mit ihr einen kleinen Aufstieg erreicht. Zur Hälfte war er jetzt komplett. Aber eben nur zur Hälfte. Leider gab es keine reelle Chance, dass sein eigentlicher Wunsch

erfüllt wurde. Weder eine echte „Levi-Strauss“, noch der halbakzeptable Ersatz, eine „Lee“, kamen in seiner Familie in Frage. Wenn man wie sie keine Westverwandtschaft hatte, oder sich aus keinen anderen Quellen Westgeld besorgen konnte, waren solche Wünsche zwecklos. So nützte es Christian auch nichts, dass die Zeit, in der das Tragen von „Nietenhosen“ als die größte Gefahr des Sozialismus ausgemacht und deshalb in der Schule streng verboten gewesen war, längst vorbei war.

Zuerst fand seine Mutter diese Idee mit der Jacke selbst ganz aufregend. Sie wollte ihrem Sohn aus dem glatten Stoff etwas schneiden, genauso wie es John Lennon von den Beatles auf dem Foto trug, mit Stehkragen, Goldkettchen und auffälligen Knöpfen. Das Foto hatte Christian mitgebracht. Als das auffällige Ding gebügelt an der Schranktür hing, ahnte die Mutter schon im Voraus, dass sich ihr Sohn damit auf der Straße oder in der Schule Probleme einhandeln könnte. Diese Jacke musste als völliger Affront gegen die standardisierte Kleidung aus dem VEB Jugendmode verstanden werden. Sie hatte bereits Kommentare vor Augen, mit denen Lehrer und Parteifunktionäre in der Schule so etwas beargwöhnten. Erika bekam schon ein mulmiges Gefühl im Bauch, wenn sie nur an die Geschichte vom lustigen Hartmut, dem Kranfahrer aus ihrer Brigade, dachte. Sicher, da ging es um etwas ganz Anderes. Aber manchmal reichte es ja schon, wenn irgendein Parteisekretär seine Ansichten zum alleinigen Maßstab für alle machte. In Hartmuts Haut hätte sie nicht stecken mögen. Dabei war es doch nur ein Spaß, als er das „O“ im großen Plakat der Maschinenhalle mit Kreideaugen, lachendem Mund und ein paar Haaren schmückte. Man las nun auf dem roten Transparent: VÖRWARDTS! ALL UNSERE LEISTUNG ZUR STÄRKUNG DER DDR. Hartmut war ja der Einzige, der